

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 161.

Mittwoch, 14. Juli.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Darf ich Ihnen nicht was zu essen bringen, gnädiges Fräulein? Vielleicht von dem Aprikosenkompott, das Sie so gern mögen?“ frag Fanny.

„O nein, nein, danke! Ich habe gar keinen Appetit jetzt!“ versicherte Felicitas, die schon wieder ungeduldig aufgesprungen war.

„Es ist doch nichts geschehen? Sie haben doch dem Herrn Doktor nichts Trauriges mitzuteilen?“ stieß Fanny beunruhigt hervor.

„O nein, nichts Trauriges, gewiß nicht!“ lachte Felicitas verlegen, noch stärker erglühend.

Es war gut, daß nach der Dienerin gerufen wurde. Sie war eben im Begriff gewesen, mit Fanny einen Schwatz zu halten, weil ihr Herz so voll war, weil ihr die Zeit so langsam verging.

Wenn er das wüßte! Er, der Verschlossene, Diskrete!

Draußen klingelte es wieder. Sie konnte gar nicht mehr an sich halten vor Ungeduld. Die Fäuste ballte sie und stampfte mit den Füßen vor Wut. Dann schämte sie sich freilich. Arme, kranke Menschen, die zum Vater kamen, damit er ihnen half, die ihren Jammer zu ihm schleppten.

Sonst, wenn Mama in der Stadt war, hatten sie gar nicht Zeit, darauf zu achten, ob viele Leute in das Sprechzimmer kamen.

Es war ihr auch nie so zum Bewußtsein gekommen wie heute, welcher Kontrast zwischen diesen beiden Rummern lag. Hier bei Mama das Spielerische, Heitere, Lachende, die beständige Feststimmung; alle die vielen Menschen vom Theater, mit ihren kleinen Eitelkeiten und Eifersüchteleien, und nur wenige Schritte entfernt, in dem Sprechzimmer des Vaters: eine andere Welt, der tiefe Ernst, die Qual der Menschheit!

Der gute Papa, der für sie alle arbeiten, Geld verdienen, sich plagen mußte, er führte eigentlich ganz sein eigenes Leben, das ihnen völlig fremd war!

Plötzlich packte sie eine heiße Angst vor der Unterredung, zu der sie so mutig und froh hereingefahren war. Was würde der Vater sagen? Sie konnte ihn doch so wenig. Nun war sie mit einem Male froh um den Aufschub. Sie mußte sich ihre Worte doch erst zuordnen.

Es war ihr nach der langen Ausregung ganz elend zu Mute, als Fanny endlich klopfte und sagte: „Nun kommen Sie nur gleich, gnädiges Fräulein, sonst fährt der Herr Doktor fort!“

Felicitas war sonst nicht schüchtern. Aber in den Räumen, die nur dem Vater gehörten, die sie als Kinder nur betreten hatten, wenn sie eine strenge Strafe verdient, wurde sie immer besangen. Nicht als ob sie den Papa je gefürchtet hätten. Er war immer so gerecht gewesen, viel gerechter als die Mama, die nur jankte, wenn sie schlechter Laune war, und er hatte, auch wenn er eine Rüge aussprach, eine milde Art; seine Stimme klang mehr traurig als zornig und seine sanfte Hand strich der weinenden kleinen Missetäterin tröstend

über das Haar. Es war mehr eine scheue Ehrfurcht, die sie vor dem Vater bekennte und die sie nicht abzuschütteln vermochte, so fest sie als modernes Mädchen sonst ihren eigenen Willen durchzusetzen wußte.

In dem großen Sprechzimmer roch es trotz der geöffneten Fenster nach Karbol und Jodoform. Dr. Robertus, der sich in dem anstoßenden Raume die Hände seifte, rief überrascht hinaus:

„Grüß Gott, Fe! Was führt dich heute in die Stadt, zu mir, mein Kind?“

„So viel hast du heute wieder zu tun gehabt, Papa?“ antwortete sie ausweichend.

„Ja, und ich muß gleich wieder weg! Nur eine Zigarre darf ich mir noch vergönnen!“

Dr. Robertus stand nun vor der Tochter und blickte sie mit prüfender Besorgnis an.

„Du bist doch nicht krank?“

„Nein, nein, Papa! Ich komme nicht als Patientin. Ich —“ sie lachte ein wenig verlegen. „Ich habe ein Anliegen an dich, als Vater!“

„Also, was möchtest du denn?“

So gütig, so liebenswürdig konnte er lächeln. Felicitas fühlte, wie tröstend, wie beruhigend diese freundlichen Blicke auf kranke Menschen wirken mußten.

Sie aber zupfte nervös an den Fransen der Tischdecke und bekam dunkelrote Wangen.

„Papa, ich habe dir gestern draußen im Walde einen jungen Herrn vorgestellt: Oberleutnant von Fahrenstein.“

Sie senkte die Augen und ward immer verlegener unter den prüfenden Blicken des Vaters, der viel ernster drein sah, als ihr lieb war.

„Ich beginne mich wohl, Fe“, sagte er nur, wartend auf ihre weiteren Worte.

Sie schluckte ein paarmal und dann allen Mut zusammennehmend stieß sie rasch hervor:

„Er will zu dir kommen. Papa, und dich fragen, ob — ob er dir als Schwiegersohn recht ist, und ich bin in die Stadt hereingefahren, um dich darauf vorzubereiten, um dir zu sagen, daß ich ihn lieb habe, — daß du nett gegen ihn sein sollst! O ja, bitte Papa! Er ist wirklich ein lieber, feiner Mensch, und er hat auch einiges Vermögen. Du darfst nicht denken, daß es ihm um meine Mitgift zu tun wäre.“

Sie erschrak, als sie die Augen hob, über das traurige Gesicht des Vaters.

„Das heißt: wir beide sind einig, nicht wahr? Und ich soll Ja und Amen sagen, wenn der junge Mann zu mir kommt, den ich gestern ungefähr fünf Minuten lang gesprochen habe. Ein bißchen spät kommst du mit deinem Vertrauen, Kind! Glaubst du nicht, daß ich es gut mit dir meine, und daß ich doch auch etwas mehr Erfahrung habe als du mit deinen zwanzig Jahren!“

„Aber er hat es mir doch erst gestern gesagt, daß er mich lieb hat! Wir haben uns doch erst gestern abend verlobt!“

„Verlobung bei Musik und Tanz im Seiterwagen im Bauernkostüm! Ja nur immer lustig! Das ist Mamas Devise! Heute lustig, morgen lustig! Einen Bräutigam haben, das ist nur ein Spaß mehr! Nicht wahr, so denkst du doch im Grunde?“

„Nein, Papa! Es ist mir ganz ernst zumute! Aber nett finde ich es freilich, verliebt zu sein, sobald man weiß, daß man wieder geliebt wird!“

„Ach, Kind! Ich fürchte, du hast gar keine Ahnung, was es heißt, sich binden für ein ganzes langes Leben! Bisher war ja dein Leben nur Spiel und Tanz und Vergnügen!“

Die Augen des Vaters lagen mit einem so liebevollen besorgten Blick auf ihr, daß ihr plötzlich die Tränen kamen.

„Walter ist gar nicht so, wie du denkst! Ich weiß gewiß, daß er dir gut gefallen wird, wenn du ihn näher kennst!“

„Das mag ja sein, Gel! Es freut mich, wenn es so ist“, sagte er, lächelnd ihre Hand tätschelnd. „Ach, es ist ja auch nicht deine Schuld, daß ich so wenig bei euch sein, nicht im stillen meine Beobachtungen machen kann, mit wem ihr verkehrt, wer sich euch nähert. Du mußt es doch verstehen, wie schwer es für mich als Vater ist, wenn ich einem fast Fremden gegenüberstehe und in einer Stunde etwa eine Entscheidung treffen soll, von der deine ganze Zukunft abhängt.“

Dr. Robertus seufzte und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Felicitas trocknete sich die Augen.

„Wenn es nur nicht ein Offizier wäre!“ rief der Vater nach ein paar Minuten des Schweigens mit ernstem Kopfschütteln.

„Warum, Papa?“ Sie hatte ganz große, erstaunte Augen.

„Weil ich fürchte, du taugst nicht zur Frau eines Offiziers!“ sagte er, vor ihr stehend bleibend, in traurigem Ton. „Ihr seid zu wenig korrekt erzogen, ihr Kinder! Seid gar nicht an eine bestimmte Norm, an strengere Formen gewöhnt. In dem Salon der Mama habt ihr lauter freie Existenzen — Künstler, Schauspieler, Sänger — kennen gelernt, die es recht originell finden, sich nur von ihrer Laune, meinetwegen auch von ihrem Talent beherrschen zu lassen. Ja, ja, glaub' es nur, Ge, du bist ein Wildfang! Du hast gar nicht gelernt, dich zu fügen, und du paßt nicht in diese Kreise, denen dein Mann angehört!“

„Walter wird mir schon sagen, wie ich mich verhalten muß. Ich glaube nicht, daß es mir schwer fallen wird —“ meinte sie eine wenig trotzig.

„Ja, du siehst nur die Außenseite des Berufes!“ unterbrach Dr. Robertus sie streng. „Es sieht elegant aus, nicht wahr? Ein Offizier, die hübsche Uniform und der Posten macht die Sonneurs, und man gehört zur guten Gesellschaft!“

„Darin tust du mir unrecht, Papa! Ich habe nie für Uniformen geschwärmt, und weiß nicht einmal, welche Farbe die verschiedenen Waffen tragen!“

„Aber, Kind, das ist nur um so schlimmer! Eine richtige Offiziersfrau, die mühte schon in der frühesten Jugend die Rangliste auswendig wissen und in allen militärischen Auszeichnungen beschlagen sein. Glaub' mir, der äußere Glanz muß ihnen etwas bedeuten. Du ahnst eben gar nicht, welche Opfer der Offizier für seinen Stand zu bringen hat und seine Frau mit ihm! Da gibt es keine Freiheit und keine Laune; es heißt gehorchen! Auch die Frau muß mit, wenn er in eine langweilige Garnison, in irgend ein ödes Nest veretzt wird. Auch die Frau muß sich höflich verbeugen und den Schnabel halten, wenn die Vorgesetzte auch noch so widerwärtig ist! Ich weiß nicht, ob du das kannst, Ge!“

„Ich werde es gewiß lernen, Papa. Ich habe Walter als Menschen lieb gewonnen und nicht nach seinem Beruf gefragt, und er ist nicht ein Duzendleutnant, der nur reiten und tanzen kann —“

Der Vater seufzte.

„Ach Gott, alle Rat schläge, alle Einwände helfen ja nichts, wenn das dumme Herz einmal etwas will! Das ist eine alte Geschichte! Keines glaubt, daß die Verliebtheit vorübergeht, und daß dann in der Ehe erst sich zeigt, ob auch das Weibende, das Wertvollere vorhanden ist: gegenseitiges Verständnis, wirkliche Sympathie. Erst nach Jahren, bei dem einen früher, bei dem andern später — da fragt man sich schauernd: Wie kamen wir zwei Menschen eigentlich zusammen? Wir sind uns ja ganz fremd! Jedes spricht eine andere Sprache. Es ist nur ein äußeres Band zwischen uns, das uns wund reißt!“

Er hatte ohne alle Bitterkeit gesprochen mit der abgeklärten Ruhe, die in seinem Wesen lag und doch Klang durch die Worte ein leiser, schmerzlicher Ton. Felicitas dachte mit einem plötzlichen Einblick in sein Herz: Hat er das alles selbst erfahren, der arme Vater? Ist das sein Schicksal?

Sie verstand mit einmal, wie einsam er war, und mit einer Regung tiefen Mitgefühls und heißer Liebe zu ihm schlang sie die Arme um seinen Hals und flüsterte: „Lieber, guter Papa!“

Er meinte, sie wollte ihm mit dieser plötzlichen Bärtlichkeit seine Einwilligung abschmeicheln.

„Also, so wild das Herz? So ungebildig sehnst du dich nach deinem Leutnant? Nun, er soll nur antreten. Ich bin kein tyrannischer Vater und werde ihm den Kopf nicht abreißen, wenn es auch nicht so beglückend ist, als ihr wohl denkt, sich mit einem Schwiegersohn anzufreunden; nach und nach die Kinder wegzugeben, für die man doch so viel geopfert hat!“

Er hatte sich mit einem schmerzlichen Ausdruck abgewendet.

„Aber eins kannst du Mama ausrichten. Ich will euch hier haben! Ihr packt und kommt in die Stadt! Gleich in den nächsten Tagen! Diese Landhummerei soll nun zu Ende sein. Da draußen verwildert ihr mir noch ganz! Und nun muß ich fort. Leb wohl, mein Kind! Glaub mir: dein Glück, es kann es ja niemand so wünschen und erleben wie ich!“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Alles kann sich der Mensch geben, alles lernen — nur
Zartgefühl nicht. Feuchtersleben.

Hefe als Nahrungsmittel für Menschen und Haustiere.

Der Plan unserer englischen Feinde, Deutschland auszuhungern, ist mißlungen. Die deutsche Landwirtschaft ist imstande, unser 70-Millionen-Volk zu ernähren, wenn jeder sich beizugehen auf das Notwendige an Lebensmitteln beschränkt. Und die deutsche Wissenschaft hat die Landwirtschaft wirklich unterstützt. Hierbei kommt in erster Linie die chemisch-technische Industrie in Betracht. Sie hat schon lange mit dazu beigetragen, unserem Volk Nahrungsmittel zu beschaffen, die nicht von der Landwirtschaft geliefert werden können. Das neueste dieser Nahrungsmittel ist die Nährhefe für Menschen und Haustiere, die vom Institut für Gärungsgetriebe in Berlin nach langjährigen sorgfältigen chemischen Studien und nach fünfjährigen Versuchen in Bezug auf ihren Nährwert und ihre Verdaulichkeit nun als Nahrungsmittel im großen hergestellt wird. Bei der Hefe denkt man meist an nichts anderes, als daß sie vom Bäcker beim Kuchenbacken benutzt wird, daß sie bei der Spiritusfabrikation zur Vergärung des Zuckers gebraucht wird, daß sie in Brauereien bei der Herstellung des Bieres und in Weinellereien bei der Herstellung des Weines eine Rolle spielt. Hefe als Nahrungsmittel für Menschen und Haustiere wird vielen seltsam erscheinen. Und doch ist es so. Eine kurze Beschreibung des Ernährungsprozesses von Menschen, Tieren und Pflanzen mag das erläutern. Menschen und Tiere brauchen zu jeder Ernährung chemische Stoffe, die mit der Nahrung, die aus den Bergwerken kommt, und mit dem Stickstoff, der in großer Menge in der atmosphärischen Luft

vorhanden ist, in enger Beziehung stehen. Die hierher gehörigen chemischen Verbindungen der Kohle führen den Namen Kohlehydrate; wir ziehen sie als Zucker und Stärke. Die deutsche Landwirtschaft liefert uns beide auch während des Weltkrieges in reichlicher Menge durch ihre Rüben und Kartoffeln. In Friedenszeiten führt Deutschland allein nach England 12 Millionen Doppelpfund Zucker aus, die seit dem Krieg im Lande bleiben und hier verbraucht werden müssen. Diese Menge Zucker wandert jetzt hauptsächlich in Brennerien, um dort vergärt zu werden. Desgleichen sind Kartoffeln in reichlicher Menge vorhanden, weil sie seit Beginn des Krieges nicht mehr im früheren Umfang zur Spiritusfabrikation benutzt werden dürfen. Neben den Kohlehydraten bilden Stickstoffverbindungen einen wesentlichen Bestandteil der menschlichen und der tierischen Nahrung. Unseren Haustieren reichen wir diese in Gestalt von eiweißhaltigen Futtermitteln, wie sie die Pflücken bieten, die aus den Samenrückständen der Ölsäbrikation hergestellt werden. In Friedenszeiten liefert sie das Ausbrot.

Heute ist es schwieriger, ja, fast unmöglich, sie zu erhalten. Da galt es zunächst, diese eiweißhaltigen Futtermittel für unsere Haustiere zu ersetzen. Es gelang durch die Gefe, die schließlich auch als Nahrung für Menschen dargestellt wurde. Menschen und Tiere können den zu ihrer Ernährung nötigen Stickstoff nur in organisch gebundener Form, also als Fleisch bzw. Pflanzenspeisen, aufnehmen. Im Gegensatz zu ihnen ernähren sich die Pflanzen durch Aufnahme von anorganischen Stickstoffverbindungen, indem sie diese durch Assimilation zu organischen Verbindungen machen. Dieser Kreislauf des Stickstoffs findet in der Natur dauernd statt. Die Pflanzenteile und Tierauswurfstoffe werden im Boden durch Bakterien in Ammoniak und Salpeter umgewandelt, und in dieser anorganischen Form wieder von neuen Pflanzen aufgenommen. Der Mensch unterstützt nun bei seinen Kulturen diesen normalen Naturvorgang, indem er seine Kulturpflanzen neben Düngung noch mit Chilisalpeter und mit schwefelsaurem Ammoniak düngt, um so reichlichere Pflanzenmengen für seine Ernährung zu gewinnen. Im Frieden liefert uns das Ausland genügend Salpeter, während des Krieges aber braucht man den vorhandenen zur Herstellung von Munition. Der erwähnte normale Kreisprozeß hat aber außerdem noch andere Mängel. Unsere Kulturpflanzen wachsen nämlich nur in der Zeit von Mai bis Juli, und für diese kurze Zeit ist nicht Ackerland genug vorhanden, um so viele Pflanzen anbauen zu können, die genügende Mengen organischer Stickstoffverbindungen liefern könnten. Endlich geht bei den Kulturen auch noch viel Stickstoff verloren. Alle diese Mängel werden nun ausgeglichen, wenn man statt der grünen Kulturpflanzen niedere Pflanzen, wie Bakterien, Gefe, Pilze heranzieht, damit sie den gewünschten Umwandlungsprozeß ausführen. Diese brauchen kein Ackerland; sie gedeihen in jedem Gefäß. Sie brauchen auch kein Licht, wachsen also das ganze Jahr hindurch und zu jeder Tageszeit. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß für die Gefe alle äußeren Bedingungen am günstigsten sind. Ihre Kultur ist zudem schon sehr alt und genau bekannt, weil man sie schon sehr lange zu den oben erwähnten Zwecken gezüchtet hat. Es lag also nahe, die Gefe auch im großen zu dem Kreisprozeß heranzuziehen, der für die Volksernährung so wichtig ist. Die darauf bezüglichen Studien und Versuche verdanken wir den beiden Gelehrten Bang und Nagel. Diese Versuche waren nötig, um eine große Schwierigkeit zu überwinden.

Die Gefepilze wuchsen nämlich in sogenannten Nährlösungen aus anorganischen Salzen nicht recht wachsen. Durch fünfjährige Versuche ist es endlich gelungen, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Die Versuche wurden in dem erwähnten Institut für Gärungsgewerbe in Berlin angestellt. Aus schwefelsaurem Ammoniak und Zucker züchtet man dort seit kurzem Gefe in bester Menge und hat dadurch den vollen Erfolg an Eiweiß und Futterstoffen zunächst für unsere Haustiere gewonnen. Das chemische Verfahren, das sich auf die erwähnten Studien von Bang und Nagel aufbaut, wird noch geheim gehalten. Die rohe Gefe kann natürlich nicht als Nahrungsmittel verwendet werden. Man muß sie zunächst haltbar machen, damit sie nicht durch Fäulnis verdirbt. Das geschieht dadurch, daß man sie bei einer Temperatur von 125 Grad trocknet. Bei dieser Temperatur verliert die Gefe auch diejenigen Beimischungen, welche unbrauchbar oder ungenießbar sind. Ihr Eiweißgehalt, um den es sich gerade handelt, be-

trägt 50 Prozent, und ihr Nährwert ist sehr groß. In einem Kilogramm Nährhese ist so viel Nährwert wie in $3\frac{1}{2}$ Kilogramm Minderfleisch. Dabei kostet das Kilogramm Nährhese 1 M. Ihre chemische Zusammensetzung und ihr Geschmack ist dem des Fleisches ähnlich. Die Nährhese ist daher als Fleischersatz von sehr hohem Wert. Als Nahrungsmittel kommt sie in verschiedenen Zubereitungen in den Handel. Um die hohe Bedeutung der neuen Nährhese als Volksernährungsmittel darzumachen, hat man die folgende Rechnung aufgestellt. Wenn zur Darstellung der Nährhese auch nur die jetzt schon von den deutschen Brauereien als Nebenprodukt gelieferte und dazu diejenige Gefe, welche als Pflanzenabfälle von anderen Industrien, z. B. der Stärkefabrikation, kommt, in Betracht käme, so würde man davon schon alljährlich 400 000 Doppelpfund Rohmaterial haben. Aus dieser Masse läßt sich aber Nährhese für Menschnahrung herstellen, deren Nährwert dem von wenigstens einer Million Doppelpfund Fleisch gleichkommt. Die Nachricht von diesem neuesten Ergebnis der deutschen Wissenschaft dürfte also nicht dazu beitragen, die englische Hoffnung auf baldige Ausbungerung Deutschlands zu stärken.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

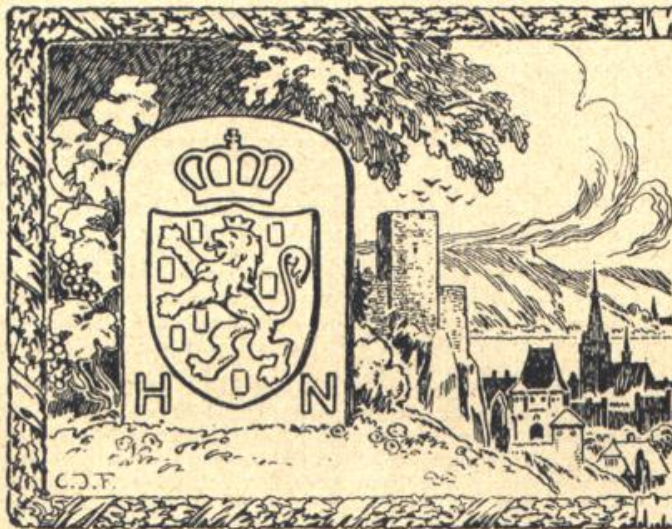
Die letzte Nacht auf der „Emden“. In einer Schilderung von höchster Anschaulichkeit wird noch einmal der heidenhafte Untergang der „Emden“ nach langen, ruhmvollen Kämpfen unter ungünstigsten Bedingungen in den Verhüllen eines Mitkämpfers lebendig, die im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ von Maxim Hauschild mitgeteilt werden. Der Erzähler war auf dem Kohlendampfer „Bursel“, dem Bogenschiff der „Emden“, einem geflochtenen englischen Dampfer, Zeuge des ungleichen Kampfes zwischen „Emden“ und „Sidney“, gewesen, und er hatte geholfen, die Versenkung des „Bursel“, dessen wertvolle Ladung nicht in die Hände des Feindes fallen sollte, im letzten Moment noch herbeizuführen. Die Mannschaft des Kohlendampfers wurde von der „Sidney“ aufgenommen, die nun mit voller Fahrt wieder nach North Keeling Island zurückfuhr, wo die „Emden“ trotz mit einigen Graden Schlagseite kammtens der Brandung auf den Riffen lag. Noch wehte die deutsche Kriegsflagge inmitten der zertrümmerten Eisentrümmer, die ein einziges, fast unentwirrbares Rätsel bildeten. Am Heck stand dicht zusammengedrängt ein Teil der tapferen Mannschaft. Trotzdem fandte der feindliche Kommandant nochmals zwei volle Breitseiten gegen das wehrlose und steuerlose Schiff, die wieder etwa 30 Mann der tapferen Besatzung das Leben kosteten. Um weiteres unnützes Blutvergießen zu verhindern, wurde drüben die deutsche Flagge niedergeholt, in kleine Stücke verbeißt oder ins Meer geworfen. Der Kommandant der „Sidney“ unternahm keine Rettungsversuche, da er infolge der heranahenden Nacht und der starken Brandung für seine eigenen Leute fürchtete. Da erbot sich der Verfasser des Berichts, mit seinen Verten Arzneimittel, Verbandzeug und vor allem Trinkwasser herüberzubringen, um wenigstens die augenblickliche Not nach dem schweren Gefecht drüben lindern zu helfen. Erst nach längerem Zögern erhielt er die Erlaubnis. In schwerer Fahrt, bei der sie bereits einen über Bord gefallenen deutschen Matrosen retten konnten, gelang es, an die überreste des stolzen Kreuzers heranzukommen. „Am Bord selbst sah es entsetzlich aus. Der Aufprall auf das Korallenriff war so stark gewesen, daß das Steuerhaus zertrümmert worden war. Sämtliche Aufzüge und Munitionsschächte waren zertrümmert. Am Heck war infolge eines Volltreffers die gesamte Vorratsschiffsmunition in die Luft gegangen. Der vordere Mast und zwei der Schornsteine existierten überhaupt nicht mehr. Die durch den Brand entstandene Hitze ist gar nicht zu beschreiben. Sämtliche kleinere Eisenteile, Flaschen, Gläser, Mullaugen und Fensterscheiben waren in der Hitze zu unförmigen Klumpen zusammengeschmolzen. Von den Geschützmannschaften sind nur zwei ohne schwerere Verwundungen dazugekommen. In den letzten Stadien des Gefechts wurden die Geschütze nur noch von den Offizieren, Sanitätsleuten, Munitionsmännern und Wundbädern (Wundgäste) bedient. Sämtliche erreichbare Munition war verschossen, der Rest in die Luft gegangen. In Gemeinschaft mit den unverwundeten Kameraden suchten wir

nun die Trilammer nach den Verletzten ab. Dr. Ludwig Schwabe, ein Sohn des Leipziger Augenarztes Sanitätsrat Dr. Schwabe, half, obgleich selbst verwundet, beim Rettungs-
 wert in geradezu heroischer Weise mit und ließ sich trotz un-
 feres Protestes nicht davon abbringen. Hin und wieder lehnte
 er sich unauffällig gegen die Wand, um nicht umzufallen, half
 er immer wacker mit. Auch Kapitänleutnant Müller, vom
 Pulvertaub am Gesicht und Händen gelb gebrannt, war bei
 den Helfenden und organisierte ruhig wie immer das
 Rettungsnetz. So arbeiteten wir stundenlang im Dunkel der
 Nacht, um unseren Kameraden zu helfen und wenigstens die
 augenblickliche Not zu lindern. Das Vorschiff, wo auch eine
 größere Anzahl Verwundeter lag, konnten wir nur mit Hilfe
 improvisierter Bretterbrücken erreichen. Gegen 2 Uhr nachts
 ging uns das Trinkwasser aus. Zurück zur „Gäwne“ war
 wegen der immer höher werdenden See nicht möglich. Wir
 halfen nun so gut wir konnten und lagerten die Verwundeten,
 in wollene Decken gehüllt, am Vorschiff nieder. Unterdessen
 wurde achtern am Heck das Schiff immer mehr von der aufge-
 regten See überflutet. Nachdem suchten wir sämtliche Teile
 des Schiffes nach Verletzten ab, was nicht so einfach war, da
 wir infolge der zerschossenen Treppen und Aufzüge teilweise
 sogar ruhend durch die Rufen und Bullaugen in den inne-
 ren Schiffsraum hineinklettern mußten, um die unten einge-
 schlossenen Kameraden zu erreichen. Das war natürlich keine
 Kleinigkeit, und mehr als einmal gerieten wir in Gefahr, von
 der Brandung erfaßt und in die See hinausgespült zu wer-
 den. . . Den Schluß des Berichts bildet eine ergreifende
 Schilderung, wie Dr. Schwabe, um dem Mangel an Trink-
 wasser abzuwehren, den heldenmütigen Versuch machte, mit vier
 anderen zum Ufer hinüberzuschwimmen, um eine Verbindung
 mit dem Lande herzustellen, und wie ihn die Anstrengung nach
 der übermenschlichen Arbeit, die er bereits hinter sich hatte, so
 erschöpfte, daß er auf dem Sande der Kokosinseln die Augen
 für immer schloß.

Die Suezwüste als Kriegsweg. Der Vormarsch der Türken
 an den Suezkanal, wo jetzt in den größeren Operationen eine
 vorläufige Ruhe eingetreten ist, beweist, daß selbst eine große
 Wüste, wie die zwischen Syrien und dem Suezkanal, kein
 Hindernis für die Kriegsführung zu sein braucht. In der
 Tat geht, wie eine gute Übersicht der „Deutschen Rundschau
 für Geographie“ zeigt, durch die Wüste bei Suez ein uralter
 Marschweg, den wahrscheinlich schon prähistorische Völker-
 schaften bei ihrer Einwanderung nach Afrika benutzten. Später
 passierte ihn Ramses II. glücklich, als er den großen Feldzug
 gegen die syrischen Cheta, die Heititer der Hutherschen Bibel-
 translation, unternahm, von dem das sogenannte „Gedicht
 des Pentaur“ überschwängliche Kunde gibt. Nach ihm kam
 ein halbes Jahrtausend später von der anderen asiatischen
 Seite der große ägyptische Usurpator Sargon, um das Nilland
 zu unterwerfen; auch er überwand die Schwierigkeiten des
 Wüstenweges glücklich, litt aber auf dem Rückzug sehr mit
 einem von der Pest dezimierten Heere. Seine beiden Nach-
 folger, Samsarib und Asserhaddon, unternahmen gleichfalls
 ägyptische Expeditionen; der letztere beschreibt in einer In-
 schrift sehr anschaulich, wie er in der Suezwüste von „zwei-
 köpfigen Schlangen und giftigsten Mücken“ arg belästigt
 wurde. Aus den Schilderungen Herodots vom Feldzug des
 Kambyses erfahren wir die Technik des Wüstenmarsches, die
 im großen und ganzen heute noch dieselbe ist wie vor 3000
 Jahren. Das Gelingen des Marsches hängt — wenn nicht
 Sandstürme von gewaltiger Vehemenz auftreten, wie sie in
 der Suezwüste sehr selten, in der Sahara häufig sind und
 mehrere Expeditionen gegen die Oase Siwa des alten Jupiter
 Ammon z. B. vernichtet haben — von der genügenden Wasser-
 zufuhr ab, die durch Kamelkarawanen gewährleistet wird,
 welche die Araberstämme des Grenzlandes stellen. Wer sich
 mit ihren Scheitern gut steht, hat gewonnenes Spiel; das
 wußten schon die Römer und deshalb war Arabia in der
 Kaiserzeit eine „provincia principis“, deren Militär- und
 Zivilkommando der Kaiser ohne Hinzuziehung des Senates
 besetzte. Der „einzige Fall der Weltgeschichte“, wo ein
 Heeresmarsch durch die Suezinseln mißglückte, war der Zug
 des Perikles in der sogenannten Diadochenzeit, des be-
 rufenen Nachfolgers Alexanders des Großen, der 332 die
 Schwierigkeiten dieser Wüste ebenso überwunden hatte, wie
 er später das furchtbare Todesfeld der gedroschenen Wüste be-
 zwang. Perikles scheiterte, weil er kein Organisationstalent

hatte und die Araberstämme wie persische Satrapenvölker be-
 handelte. Sonst hat man immer die Empfindlichkeit und Be-
 gehrlichkeit der syrisch-nordarabischen Beduinen geschont, so
 daß sie bis auf den heutigen Tag sich praktisch unabhängig er-
 halten haben, wenn sie auch nominell dem Sultan als dem
 Kalifen gehorchen. Diese Verbindung mit der Türkei datiert
 seit dem Zuge Selims I. 1513 gegen Ägypten, der mit der
 Unterwerfung des Nillandes zugleich die Verlegung des
 Kalifats (der letzte Schattenkalif aus dem einst so ruhm-
 vollen Geschlecht der Abassiden, der in Ägypten im Exil lebte,
 ward zwangsweise pensioniert) nach Konstantinopel einbrachte.
 Mancher Eroberer, zuletzt Napoleon I., hat an die Ausrottung
 der unbequemen Beduinenherren der Wüstenstraße gedacht,
 aber dann bliebe sie einfach unpassierbar, bis ein Schienen-
 weg von Syrien zum Nildelta gelegt sein wird. So hat denn
 auch Napoleon auf der syrischen Expedition 1799 ein „Bünd-
 nis“ mit den Nomaden gesucht und die Schwierigkeiten der
 Suezwüste bewältigt; auf dem Rückzuge freilich hatte das
 Heer, in dem noch dazu die Pest grassierte, zahlreiche Verluste
 — aber bekanntlich hat Napoleon nie die erforderlichen Maß-
 regeln für seine Rückzüge getroffen. Heute sind es die Eng-
 länder, die nirgends das Problem der Wüste bewältigen
 können, weder an der Suezlandenge noch sonst in Vorder-
 asien. Um so erfreulicher begrüßen wir es, daß offenbar den
 Türken die Organisation des Wüstenmarsches erfolgreich ge-
 lungen ist, sogar so, daß sie schweres Geschütz herüberbringen
 konnten, was alles stets ein Ruhmesblatt in ihrer Kriegs-
 geschichte bleiben wird.

Zur Anthropologie der Bulgaren. Wechselvolle Schicksale
 haben die Bewohner der Balkanländer im Lauf der Jahrhun-
 derte erlitten. Nirgends in Europa haben so viele Wande-
 rungen stattgefunden, sind so viel verschiedene Völker über-
 einandergeschichtet und miteinander vermischt worden als
 auf dem Balkan. So bietet die anthropologische Identifizie-
 rung der modernen Nationen der Halbinsel nicht immer
 leicht zu lösende Schwierigkeiten. Einen solchen Versuch, die
 anthropologischen Charakteristika des heutigen Bulgaren an
 der Hand von Messungen darzustellen, unternimmt im
 Archiv für Anthropologie Dr. Krum Drontschilow. Die
 ersten geschichtlichen Bewohner der Landstriche, die jetzt Bul-
 garien heißen, waren Thraker. An der Märika sahen die
 thrakischen Odriser, die ein mächtiges Reich entwickeln konn-
 ten. Sie werden als groß, blauäugig und kriegerisch bezeich-
 net. Im Jahre 280 v. Chr. stürzten Kisten heran, von
 denen Teilstämme wie die Serben und Melben sitzen blieben.
 Im ersten Jahrhundert n. Chr. wurde Thraxien römischer
 Provinz und gelangte unter der Herrschaft römischer Kaiser
 zu einer Blüteperiode, der erst durch die Völkerwanderung
 ein Ende bereitet wurde. Mit dieser kamen Goten, Hunnen
 und Avarer ins Land. Im 6. und 7. Jahrhundert vollzog sich
 die Invasion der Slaven. Die alten Bewohner flüchteten
 teils, teils gingen sie unter den Eroberern auf. Im Jahre
 679 brachen die Bulgaren, ein kriegerisches Volk türkischer
 Herkunft, ein und unterjochten die Slaven. Sie gründeten
 ein großes Reich, gingen aber in der großen Masse der Unter-
 worfenen auf und verloren ihre Sprache. Später spielten
 noch die asiatischen Völker der Petschenegen und Rumanen in
 der Siedlungsgeschichte Bulgariens eine Rolle. Seit 1353 be-
 gann die Eroberung der Halbinsel durch die Osmanen. Zahl-
 reiche Orte wurden mit Türken besiedelt. Jetzt sind diese im
 Anschluß an die bulgarischen Befreiungskriege wieder ausge-
 wandert. Diese Völkerüberschichtung kommt auch zum Aus-
 druck in den Resultaten der anthropologischen Messungen.
 Es gibt zahlreiche Langschädel mit schmaler Nase, die zum
 größeren Teil brünett, zum kleineren blond sind. Letztere
 Eigenschaft weist auf die nordische Abstammung hin. Auch
 die Brachycephalen sind blond oder brünett. Ihre Statur ist
 sehr groß. Sie tragen den sogenannten „sarmatischen“
 Typus. Zu ihnen gesellt sich eine Gattung von Kleinwüchsi-
 gen, kurzköpfigen und breitgesichtigen Leuten mit dunklen
 Haaren und hervorstehenden Wadenknochen, die besonders
 häufig im Bezirke von Sofia sind und uraltaischen Ur-
 sprung haben. Die oben genannten langköpfigen brünetten
 Bulgaren sind dagegen auf eine finnische Abstammung zu-
 rückzuführen, da ihre Schädel demjenigen der in Rußland
 früher vorhandenen Kurganen ähneln. Neben dem slawischen
 Element Bulgariens gibt es also ein numerisch sehr bedeu-
 tendes Element finnischen Ursprungs.



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die Nassauer in den Kriegen der Vergangenheit.

Vortrag, gehalten am 20. Kriessabend 17. März 1915) von Prof. Dr. Unzer.

Inmitten eines gewaltigen Krieges, den Deutschland und das ihm treuverbündete Österreich gegen eine Welt in Waffen nicht nur führen, sondern unbedingt zum siegreichen Ende durchringen muß, soll ich Ihnen von den Nassauern in den Kriegen der Vergangenheit berichten.

Bliden wir auf die großartigen Leistungen unserer Truppen in dem Riesentkampf dieser Tage, auf Marsche, Schlachten, Gefechte, glänzende Erfolge und schmerzliche Verluste unserer nassauischen Regimenter 87, 88, 27. Artillerie, aber auch der braven 80er, so müssen wir gestehen: alles, was uns die Geschichte berichtet, ist nur bescheiden demgegenüber. Aber freilich, auch das Kleine und Bescheidene ist nicht unwichtig, es kann uns zur Lehre dienen, und das Ergebnis unserer Betrachtung wird schließlich doch lauten: Wo es auch war, überall haben Nassaus Söhne auf dem Schlachtfeld ihre Schuldigkeit getan und meist hohen Ruhm erworben.

Das Staatswesen, das man als Herzogtum Nassau bezeichnete, hat gerade 60 Jahre bestanden, und eigentlich erst seit dem Tage, da Nassau-Weilburg und Nassau-Weilburg sich zu einem Staate zusammenschlossen, können wir von nassauischen Truppen in modernem Sinne reden. Die überall durchgreifende Gewalt-politik der französischen Revolution und ihres Fortsetzers und Überwinders Napoleons I. hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Kleinstaaterie im alten heiligen römischen Reich deutscher Nation gründlich aufgeräumt. Die geistlichen Fürstentümer und dazu eine Menge kleiner Reichsgrafen, Freiherrn und Städte verschwanden in ihrer Eigenschaft als halbsoveräne Staaten-gebilde; alles Land links des Rheins wurde französisch: Speyer, Worms, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier — mit dem Land jener säkularisierten und mediatisierten Reichsstände, soweit es rechts des Rheins lag, wurden die übrigbleibenden weltlichen Stände für ihre Verluste im Westen entschädigt. Und da auch die nassauischen Fürsten zu Usingen und Weilburg Gebiete an der Saar verloren hatten, gab man ihnen Teile der geistlichen Kurfürstentümer Mainz, Trier und Köln als Entschädigung. So kamen Höchst, Cronberg, Königstein, Schwanheim, der ganze Rheingau, das rechte Rheinufer bis Deutz in die Hand der nassauischen Fürsten. Die Wacht am Rhein fiel ihnen damit zu — freilich, ohne daß man sich der Bedeutung der neuen Lage klar wurde: das französische Mainz mit dem zwar nassauischen, aber zum Festungsbereich gehörigen Kastel hätte allerdings eine kraftvolle deutsche Wacht am Rhein nicht aufkommen lassen. Immerhin, der größere Landbesitz erforderte eine härtere Truppenmacht und gab die Grundlage für das nassauische Heerwesen: zwei usingische Kreiskompagnien, nach den Bestimmungen der alten Reichswehrverfassung aufgestellt, werden zu zwei Bataillonen zu je 4 Kompagnien; im Dezember 1802 tritt der Kern eines 3. Bataillons, eine in dem letzten Krieg trefflich bewährte freiwillige Jägertruppe, unter dem Befehl des früher hannoverschen Hauptmanns Konrad v. Schaffer aus mainzischen in usingische Dienste über, und dieses leichte Jägerbataillon ist als die Kerntruppe der kleinen nassauischen Streitmacht anzusehen; von ihm gingen viele Neuerungen aus, nachdem Schaffer sie ausprobiert hatte. Hierzu trat im Herbst

1806, nachdem Nassaus Fürsten nicht nur dem Rheinbund beigetreten waren, sondern auch ihre Gebiete als Herzogtum Nassau zusammengeschlossen hatten, das aus weilburgischen Untertanen bestehende 2. Bataillon. Eine kleine Truppe reitender Jäger, ursprünglich wesentlich Polizeitruppe, dann auch zur Leibwache des Fürsten bestimmt, war inzwischen zu einer Schwadron angewachsen.

Die sich überstürzenden Ereignisse ließen es nicht zu ruhiger Entwicklung des Militärwesens kommen. Gegen Ende September 1806 forderte der Schutzherr des rheinischen Bundes, der Franzosentaiser Napoleon, von den Rheinbundsfürsten die Stellung der vertragsmäßigen Truppenzahl zum Krieg gegen Preußen; in wenigen Tagen sollte die nassauische Truppe in Mainz versammelt sein, wo der Kaiser damals persönlich auf der Reise nach Würzburg sich aufhielt. Da gab es keine Ausflüchte. Hals über Kopf wurde ein einigermaßen kriegstaugliches Bataillon zusammengestellt aus dem Jägerbataillon, Mannschaften des Leibbataillons und Rekruten der letzten Aushebung; am 2. Oktober rückte es nach Würzburg ab, im Verband des VII. französischen Armeekorps (Augereau) hat es am 14. Oktober an der Schlacht bei Jena teilgenommen, wenn auch nicht gerade bedeutungsvollen Anteil genommen. Sein Befehlshaber war Major Meder, dessen schwärmerische Verehrung für Napoleon damals sich schon bemerkbar machte. — Auf seinen weiteren Zügen erreichte das Bataillon als östlichsten Punkt Posen. In der Heimat gab es mittlerweile große Schwierigkeiten; die neuen Untertanen in den früher geistlichen Gebieten wollten von der Dienstpflicht nichts wissen und sträubten sich gegen die Aushebung; es fehlte an Offizieren und Unteroffizieren, die man dann aus Kurhessen und Fulda, wo die landesherrlichen Streitkräfte aufgelöst wurden, heranzog; ganz schlecht stand es mit der Kleidung und Ausrüstung, die übereilt und ohne genügende Aussicht beschafft wurden, sodaß nach den ersten Märschen die Soldaten ihre Stiefel durchgelaufen hatten, weil die Schuhsohlen betrügerischerweise aus Pappe hergestellt waren.

Es war unter diesen Umständen eine gute Leistung, daß Oberst von Schaffer, nunmehr Brigadier, Ende Dezember drei Bataillone in Berlin unter seinem Befehl vereinigen konnte, wozu Mitte Februar 1807 das 4. Bataillon v. Holbach trat.

Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung fand sich erst im Frühjahr 1807 bei den Kämpfen in Schwedisch-Pommern, dann Ende Juni vor Colberg, das Gneisenau mit Netelbed so ruhmvoll und erfolgreich verteidigte, und nach dem preußisch-russisch-französischen Frieden von Tilsit im Kampf gegen die Schweden vor Stralsund; gerade hier zeichneten sich die Nassauer durch gute Schulung im Feuergefecht sowohl wie durch schneidiges Vorgehen gegen die feindlichen Außenwerke besonders aus. Zahlreiche goldene und silberne Tapferkeitsmedaillen, die mit einer Solberhöhung verbunden waren, wurden den Tapfersten vom Herzog verliehen.

Nach einigen ungemütlichen Monaten auf Mügen durften die nassauischen Bataillone und die inzwischen ebenfalls ausgerückte Eskadron über Berlin—Bayreuth in die Heimat zurückkehren. Bei Mosbach hielt der Herzog am 1. Januar 1808

Truppendivision und ernannte Oberst v. Schaffer zum Brigade-General in Anerkennung der tapferen Haltung seiner Truppen. Die Bataillone bezogen ihre Standorte (1. Bataillon Wiesbaden-Biebrich, 2. Bataillon Weilburg, 3. Bataillon Limburg-Diez, 4. Bataillon Neuwied) und wurden dort auf Friedensfuß gesetzt.

Nicht lange konnten sie sich der Ruhe erfreuen. Napoleon hatte (April 1808) dem bourbonischen Königtum in Spanien ein unruhiges Ende bereitet und seinen Bruder Joseph als König eingesetzt. Gegen die Erhebung des spanischen Volkes, das durch englische Truppen von Portugal her unterstützt wurde, bot Napoleon auch die Heerschaaren des Rheinbundes auf, Nassau sollte 1728 Mann und eine halbe Batterie stellen. Die eben angebahnte Neuordnung des kleinen Heeres wurde nun gleich durchbrochen und am 20. August 1808 rückte das eilig aus den verstärkten Bataillonen 2 und 3 gebildete 1. leichte Infanterie-Regiment unter Oberstleutnant v. Kruse von Biebrich über Mainz nach Metz ab. Um Einheitlichkeit der Bewaffnung herbeizuführen — es gab etwa ein halbes Duzend verschiedene Kaliber bei den nassauischen Handfeuerwaffen je nach der Herkunft aus Mainz, Köln, Trier, Hesse usw. — wurde das Regiment jenseits des Rheins mit französischen Gewehren ausgerüstet. Über Orleans ging es dann weiter nach der spanischen Grenze, die man bei Jrun am 13. Oktober überschritt. Eine neue Welt tat sich hier den nassauischen Soldaten auf; sie ahnten damals wohl nicht, daß kaum einer von ihnen gesund die Heimat wiedersehen werde.

Die jahrelangen Kämpfe auf der iberischen Halbinsel haben ihre große weltgeschichtliche Bedeutung: hier stieß die siegesgewohnte Macht des Franzosenkaisers zum erstenmale auf ein ganzes Volk, das entschlossen war, seine Freiheit mit den äußersten Mitteln zu verteidigen; hier mußte er erkennen, daß seinen Weltherrschaftsplänen ein Ziel gesetzt sei, zugleich aber schöpften die unterdrückten Völker Europas aus dem Freiheitskampf der Spanier stets neuen Mut, der sie vor dem Verzagten bewahrte; auf Spaniens Boden erblickte denn auch Napoleons Stern und Wellingtons Sieg bei Vittoria war der Vorläufer der Leipziger Schlacht vom Oktober 1813.

Die Leistungen und Taten der deutschen Truppen in Napoleons Heer füllen glänzende Ruhmesblätter in der Kriegsgeschichte der einzelnen Regimenter. Die Lajo-Brüde von Almaraz war Zeuge unendlichen Heldennutes kleiner nassauischer und darmstädtischer Scharen gegen gewaltige feindliche Übermacht; die Namen Mesa de Jbor und Medellin auf den Wänden des Helmshelmes der 88er in Mainz nennen die glänzenden Siege vom März 1809; Talavera war zwar kein Sieg, dafür aber Almonacid ein Ruhmestag für Nassaus Fahnen. Schwer waren die Verluste in offener Feldschlacht, an einzelnen Tagen 20 vom Hundert des Bestandes überschreitend, und nur durch immer erneuerte Nachschübe aus der Heimat konnte der Ausfall einigermaßen ersetzt werden. Die höchsten Anforderungen an den Einzelnen aber stellte der andauernde Kleinrieg; denn fast die gesamte Bevölkerung beteiligte sich an der Verteidigung der heimatlichen Scholle, und zur Vernichtung der fremden Eindringlinge, die auch als Feinde der katholischen Religion hingestellt wurden, war jedes Mittel recht und erlaubt. Es waren Zustände, wie sie im August v. J. in Belgien geherrscht haben; der Krieg nahm daher stellenweise einen sehr grausamen Charakter an, Kranke und Verwundete, die erschöpft am Wege liegen blieben, wurden von den spanischen Bauern qualvoll zu Tode gemartert; die finsternen Bilder des spanischen Malers Goya spiegeln so recht die Schrecken jener Volkskämpfe wieder.

Seit dem Frühjahr 1810 kämpfte auch das 1. Regiment auf spanischem Boden. Als der Kampf Napoleons gegen Österreich im Frühjahr 1809 begann, verlangte der Kaiser abermals erhebliche Truppenstellungen von den Rheinbundsfürsten; Herzog Friedrich August bildete deshalb ein neues leichtes Infanterie-Regiment unter dem Obersten von Böllnig aus den beiden übrigen Bataillonen und schickte es nach Wien, wo es als Besatzung diente, während wenige Meilen davon die blutigen Schlachten von Aspern und Wagram geschlagen wurden. Nach kurzem Aufenthalt in der Nähe von Passau rückte das Regiment im Dezember westwärts; ohne die Heimat zu berühren, überschritt es bei Mannheim den Rhein — wir wissen, wie schwer dies vielen geworden ist und daß nur eiserne Strenge in dem kritischen Augenblick die Truppe zusammenzuhalten vermochte. Anfang März wurde das Marschziel, die spanische Seefestung Barcelona, erreicht, um die sich im Wesentlichen die fernere kriegerische Tätigkeit des Regiments dreht; die schwersten Kämpfe, die um Manresa am Berg Montserrat, fallen in die ersten Wochen des Aufenthalts in der Provinz Catalonien. Spanische Insurgentenheere, die englische Flotte und die feindselige Bevölkerung in Stadt und Land galt es gleichzeitig zu bekämpfen; der hinterlistige Charakter der Einwohner scheute auch vor dem gemeinsten und feigsten Mittel der Vergiftung nicht zurück und

nur durch glücklichen Zufall entging mehrmals die Besatzung der geplanten Massenvergiftung. — Am 13. Juli 1811 verlor das Regiment seinen Obersten v. Böllnig, er starb an seiner bei Mataro durch eine Granate eines englischen Schiffes erlittenen Verwundung. Ein halbes Jahr später übernahm Oberstleutnant Meder, seither beim 2. Regiment, als Oberst den Befehl über das 1. Regiment; noch manchmal hat er erfolgreich seine Truppe gegen den Feind geführt, ehe diese am 20. Dezember 1813 — noch ohne sichere Kenntnis von der vollständigen Wankung der Dinge in Deutschland — von den Franzosen entwaffnet und in Gefangenschaft geführt wurde. Er selber trat in französische Dienste; ein gütiges Geschick ließ ihn im Kampf den Tod finden, ehe man in der Heimat recht wußte, was sich in Barcelona eigentlich zugetragen hatte.

Nicht nur Fußvolk, sondern auch Reiter Nassaus haben in Spanien ruhmreich gestritten; seit 1808 die 2., dann 1813 auch die 1. Eskadron der reitenden Jäger waren unter tatkräftigen und umsichtigen Führern wie v. Kneid, v. Hagen und v. Oberkamp ein Schrecken der Gegner, besonders der größeren Guerillascharen, deren mehr als eine von ihnen nahezu vernichtet wurde. Die Überreste der beiden Schwadronen, die in der Schlacht von Vittoria schwer gelitten hatten, kamen mit dem 1. Regiment in französische Gefangenschaft. — Glücklich war das Los des 2. Regiments: es gelang ihm und dem Bataillon Frankfurt am 10. Dezember 1813, am Abend des Schlachtages von Bayonne, dem Befehl des Herzogs folgend, zu den Engländern überzugehen; auf der Überfahrt nach Holland ist dann freilich etwa der fünfte Teil durch die Nachlässigkeit der englischen Schiffsführer auf die Klippen der Haatsbant geraten und bis auf wenige Gerettete in den eisigen Fluten der Nordsee ertrunken. Infolge einer Vereinbarung der holländischen Regierung, an deren Spitze Prinz Wilhelm von Oranien als Erbstatthalter stand, trat das 2. Regiment mit dem Herzog für 6 Jahre in die Dienste des neuen niederländischen Staatswesens; es sollte in der Stärke von 3000 Mann erhalten werden und nur aus Nassauern bestehen.

Ein neues 1. Regiment war schon Ende 1813 aufgestellt worden und wirkte mit dem Landwehr-Regiment und einem Bataillon freiwilliger Jäger aus dem Herzogtum und dem Fürstentum Oranien (Dillenburg, Diez) bei der Belagerung von Mainz 1813—14 mit.

An den Kämpfen des Jahres 1815 nahmen beide Regimenter, wenn auch in verschiedenen Verbänden, ebenso ein freiwilliges Jägerbataillon teil; bei Quatrebras und Waterloo haben sie sich unverwundlichen Lorbeer errungen.

Waterloo — dieser Ruhmestag ruft jetzt schmerzliche Betrachtungen wach: in wenigen Monaten sollten wir den 100. Jahrestag feiern! Die Schlacht heißt auch die von Belle-Alliance, nach dem Gehöft, wo abends Wellington und Blücher zusammentrafen und sich zum glänzenden Siege beglückwünschten. Ein glückliches Vorzeichen mochte man in diesem gemeinsamen Siege, in diesen Namen sehen, aber 99 Jahre später hat England es fertiggebracht, jahrzehntelangen Reid und Eifer durch die Kriegserklärung an den Verbündeten von Waterloo zu krönen, sich gegen ihn mit dem alten Erbfeind zu verbinden und als Verräter an der weißen Masse die Japaner gegen Deutschland ins Feld zu führen. Und ich frage wieder: Wie sollen wir den Gedenktag von Waterloo feiern?

Vom blutgetränkten Schlachtfeld aus wurde der Vormarsch gegen Paris angetreten; manche Ortsnamen, die heute in den Kämpfen häufig genannt werden, finden wir in den Marschtagbüchern angeführt, besonders Roze und Compiègne. Vor der wieder vereinigten Heeresmacht Blüchers und Wellingtons zog Marshall Davoust kampfslos hinter die Loire ab; die nassauische Division, 1. u. 2. Regiment unter dem Befehl des Generals v. Kruse, hielt von Saint-Denis aus ihren Einzug in die Hauptstadt und erhielt in deren Vorstädten Unterkunft; am 22. Juli stand sie in Parade auf den elysäischen Feldern vor den verbündeten Monarchen.

Nach dem zweiten Pariser Frieden trat im Spätherbst das 1. Regiment mit dem Regiment Oranien den Rückmarsch in die Heimat an, während das 2. Regiment unter Oberst v. Goedecke in die Niederlande zurückkehrte. Das Regiment Nassau-Oranien wurde aufgelöst, wie das Staatswesen; ein Teil der Mannschaft trat in nassauischen, ein Teil in preussischen Dienst über, entsprechend der Neuverteilung des Landesbesitzes.

Ein Generalbefehl sprach den heimkehrenden Truppen den Dank des Herzogs und des Landes aus, zahlreiche Ordensauszeichnungen wurden an Offiziere und Mannschaften verliehen.

Das 2. Regiment blieb bis zum Sommer 1820 in niederländischen Diensten und bezog nach seiner Heimkehr Wiesbaden als Standort, während das 1. Regiment nach Diez und Weilburg verlegt wurde.

Innerhalb der Heeresorganisation des Deutschen Bundes mußte Nassau über 4000 Mann auf Kriegsfuß stellen, entsprechend dem Satz von $1\frac{1}{3}\%$ der Bevölkerung; die allgemeine Wehrpflicht wurde durchgeführt mit Stellvertretung, aber erheblicher Verstärkung der aktiven Dienstzeit. Von der Errichtung einer neuen Reitertruppe nahm man Abstand, dagegen wurde der neugeschaffenen Artillerie besondere Förderung zuteil. — Da der Grundsatz höchster Sparamkeit in der Finanzverwaltung des Herzogtums maßgebend war, hatte es das Generalkommando nicht leicht, den Anforderungen der Bundes-Militärbehörde zu genügen; wiederholte Änderungen suchten hier eine Verständigung zwischen den beiden Faktoren herbeizuführen, die Mobilmachung im Jahre 1830 anlässlich der Unruhen in Kurhessen, dann 1831 bei dem Krieg zwischen Holland und Belgien zeigten aber immer wieder, daß die Organisation manches zu wünschen übrig ließ.

Zu kriegerischer Tätigkeit sind die nassauischen Truppen erst in den Revolutionsjahren 1848/49 wieder gekommen. Am 5. April 1849 hatte Hauptmann Müller von der Artillerie Gelegenheit, mit seiner Batterie bei Edernförde gemeinsam mit den schleswig-holsteinischen Küstenbatterien unter Hauptmann Jungmann die dänische Flotille zu beschießen und zu dem ruhmvollen Ausgang dieses so ungleichen Kampfes mit seinen Granaten und Vollkugeln beizutragen: „Christian der Achte“, das gewaltige Linienschiff mit 84 Kanonen, flog in die Luft, die stolze Fregatte „Gefion“ wurde erbeutet. Es war eine glänzende Leistung und nicht mit Unrecht hieß es in dem Generalbefehl, daß den Sieg bei Edernförde die Geschichte als eine der schönsten Waffentaten aufbewahren werde. Hauptmann Müller erhielt vom Herzog einen Ehrensäbel, sämtliche Offiziere und Mannschaften der Batterie eine eigens geprägte Denkmünze. Besonders stolz war man in Wiesbaden wohl darauf, daß es gerade die so sorglich gepflegte Artillerie war, die sich so hohen Ruhm erworben hatte.

Mitte April erschienen die 3 Bataillone des 2. Regiments auf dem Kriegsschauplatz, wo Herzog Adolf persönlich den Befehl über eine gemischte Brigade übernahm; in der Duppelstellung deckten sie die Flanke des nordwärts vorrückenden Heeres, ohne zu ersten Gefechten zu kommen; nach dem Waffenstillstand von Malmö kehrte man in die Heimat zurück. Inzwischen war das 1. Regiment im Feldzug im badischen Schwarzwald tätig und bestand im Gebirgskrieg mit den Aufständischen eine Reihe von Gefechten; etwa gleichzeitig mit dem 2. Regiment kehrte es heim. — Die Mobilmachung des Jahres 1859 — als Österreich gegen Frankreich und Sardinien auf italienischem Boden kämpfte — scheint befriedigend verlaufen zu sein, denn in Nassau wurde keine wesentliche Änderung am Heeresorganisationsplan vorgenommen.

Als 1866 der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zum Austrag kam, stand Nassaus Herzog und sein kleines Heer im Lager Österreichs. Längst war die Entscheidung bei Königgrätz gefallen und das Herzogtum von preussischen Truppen besetzt, als die nassauischen Truppen im Verband des 8. Bundes-Armeekorps an der Tauber und bei Würzburg ins Feuer kamen — das Schicksal vermochten sie nicht zu wenden. Der Herzog nahm am 8. September bei Günzburg a. d. Donau Abschied von seinen Soldaten; am 10. September hielten diese ihren Einzug in Wiesbaden und gingen in die Heimat, die Rekruten traten ins preussische Heer ein. Denn nun war Nassau eine Provinz des preussischen Staates geworden und nahm an allen Vorteilen, aber auch an allen Pflichten teil, welche die Zugehörigkeit zu einem großen Staatswesen mit sich bringt.

Die Voraussage des Königs, daß durch den Eintritt in die preussische Heeresgemeinschaft den Nassauern in den Jahrbüchern deutschen Ruhmes ein neues größeres Blatt eröffnet sei, fand bald Erfüllung.

Noch im November trat in Trier das Regiment Nr. 88 zusammen, das, zur 16. Division gehörig, in Luxemburg als Besatzung diente; in Köln formierte sich das Regiment Nr. 87, das Mainz als Standort erhielt. Ein großer Teil der nassauischen Offiziere trat in preussische Dienste über und wurde den beiden Regimentern zugewiesen. 1867 erhielten sie Fahnen und die Bezeichnung 1. bzw. 2. Nass. Infanterie-Regiment. — Nach der Räumung Luxemburgs im September 1867 erhielten Stab, 1. und 2. Bataillon des Regiments Nr. 88 Fulda, das 3. Bataillon Hersfeld als Standort.

Unvermutet brachte der Sommer 1870 den lange schon drohenden Krieg mit Frankreich; der 16. Juli war der erste Mobilmachungstag. Im Verband des 11. Armeekorps, Generalleutnant v. Bose, und der 21. Division nahmen das 87. Rgt. als Teil der 41., das 88. Rgt. als Teil der 42. Brigade an dem Feldzug gegen Frankreich teil; das Armeekorps gehörte zur 3. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen. Gleich die

ersten Kämpfe fielen dem 11. Armeekorps zu; die nassauischen Regimenter sind bei Weißenburg und Wörth am 4. u. 6. August mit ins Feuer gekommen und haben ihr gutes Teil zum siegreichen Ausgange dieser Schlachten beigetragen; bei Wörth eroberten die 88er mehrere Geschütze, ihr Oberst Köhn v. Jaszi fiel, von einer Granate getroffen, vor Fröschweiler, das gegen Abend dem allgemeinen Ansturm erlag. — Nach kurzer Rast machte sich die 3. Armee auf zur Verfolgung des geschlagenen Heeres unter Mac Mahon; auf Gebirgswegen bei aufgeweichtem Boden ging es von Zabern nahe an Pfalzburg vorbei über die Vogesen nach Saarbürg, dann über Mosel und Maas gegen Châlons, wo ein neues französisches Heer in der Bildung begriffen sein sollte. Mac Mahons Entschluß, mit diesem das in Metz eingeschlossene französische Rheinheer zu entsetzen, führte zur Umstellung des letzten französischen Feldheeres nahe der belgischen Grenze bei Sedan, wobei das 11. Armeekorps sehr große Marschleistungen zu vollbringen hatte. Gemeinsam mit dem 5. Armeekorps ging das 11. nach Überschreitung der Maas am 1. September 1870 gegen die Nordfront der französischen Stellung bei Floing-Ally vor. Kompagnien des 87. Regiments wiesen hier den berühmten Angriff der reitenden afrikanischen Jäger durch ihr wohlgezieltes Schnellfeuer zurück; in seinen Reihen wurde Generalleutnant v. Gersdorff, der Korpsführer nach Boses Verwundung bei Wörth, tödlich getroffen. Der Sturm auf den Wald von Garenne (wie bei Wörth der Sturm auf Fröschweiler) entschied den Sieg und beendete den äußerst blutigen Kampf. — Am Vormittag des 2. September erschien auf der Festung Sedan die weiße Fahne: die französische Armee ergab sich und kam in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Nun ging es vorwärts auf Paris, das durch kein Feldheer mehr verteidigt wurde. Die 21. Division stand anfangs zwischen Seine und Marne, später bei Meudon-Sèvres und bildete ein starkes Glied des eisernen Ringes, der nun die französische Hauptstadt umschloß. Vergeblich suchten die Franzosen ihn zu sprengen, jedesmal wurden sie blutig abgewiesen. Die Tätigkeit des Regiments beschränkte sich im Wesentlichen auf den freilich sehr anstrengenden Vorpostendienst. Das Weihnachtsfest verlebte man vor Paris im Schnee; im Neujahr wurde eifrig gefechtet, denn es galt zur Beschließung der Forts Batteriestände für die schweren Belagerungsgeschütze zu bauen, am 5. Januar konnten diese ihr Feuer eröffnen. Am Tag nach der Kaiserfeier in Versailles, am 19. Januar, nahm das 88. Regiment an der Schlacht am Mont Valérien teil.

Der 29. Januar brachte die Übergabe von Paris. — Während der Waffenruhe wurde die äußere Verteidigungslinie von Paris besetzt; am Einzug in Paris am 1. März nahmen von jedem der nassauischen Regimenter ein Bataillon teil.

Erfst Anfang Juni 1871 trat die 21. Division den Rückmarsch in die Heimat an. Die beiden nassauischen Regimenter 87 u. 88 sollten als 41. Brigade hinfür in Mainz liegen, dort hielten sie am 8. Juli ihren feierlichen Einzug.

In 43 Friedensjahren haben Nassaus Regimenter wie die aller übrigen deutschen Stämme das Schwert geschärft, mit dem heute das gesamte deutsche Volk unter Führung seines Kaisers den Kampf gegen halb Europa siegreich führt.

Am heutigen Tage, da wir vergangener Taten unserer nassauischen Regimenter gedenken, möge unser Gruß zu ihnen hinellen nach Mohe und Soissons, nach Nassiges und Verdun, nach den Höhen des Donon und nach Martkirch, nach Augustowo, nach der Dvura vor den Toren Warschaws und nach den schneebedeckten Karpathenhöhen in der festen Zuversicht, daß sie ihre lorbeerbesäumten Fahnen auch weiter zu Ruhm und Sieg bis zum glücklichen Ende tragen werden.

§ 5

Karl August, Graf zu Leiningen-Westerburg

(1819 bis 1849).

Von Oskar Suchs, Pfarrer zu Schabed.

Unter all den edlen Herren aus dem Hause Leiningen-Westerburg, die sich als tüchtige, hervorragende Offiziere auszeichneten und mit Kriegsrühm bedeckten, nimmt Graf Karl August (1819 bis 1849) wegen seiner unvergleichlichen Tapferkeit und wegen seines großen Führertalents eine der ersten Stellen ein, dabei gewinnt er aller Herzen durch seine schönen menschlichen Tugenden und sein trauriges, wahrhaft erschütterndes, unverbildetes Ende.

Karl August wurde am 11. April 1819 als Sohn des Grafen Friedrich I. Ludwig Christian zu Leiningen-Westerburg-Altleiningen und seiner zweiten Gemahlin Eleonore Marie geb. Breitwieser, welche vom Großherzog von Hessen-Darmstadt unter dem Namen „von Brettwitz“ in den Adelsstand erhoben worden war, in Ilbenstadt bei Friedberg (in der Wetterau) geboren.

Dem Zuge seines Herzens folgend, trat er in seinem siebzehnten Lebensjahre in das österreichische Heer ein und war nacheinander erst Kadett, dann Fähnrich, dann Leutnant und Hauptmann in verschiedenen österreichischen Regimentern. Im Mai 1844 vermählte er sich mit einer Ungarin, Elise von Szissany, Tochter des Nikolaus von Szissany, Besitzers von Török-Besse, und der Helene von Bekela, und beschloß, da sich die Verhältnisse zwischen Österreich und Ungarn immer mehr zuspitzten, und er in regster Sympathie für Ungarn als ehrlicher, überzeugungstreuer Mann nicht gegen Ungarn kämpfen wollte, den Dienst zu verlassen und sich in Ungarn anzulassen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Als es im Jahre 1848 zwischen Österreich und Ungarn zum Kriege kam, erhielt Karl August von dem von König Ferdinand anerkannten ungarischen Kriegsminister Meszaros den Befehl, einzurücken und begab sich daher sofort nach Pest. Er bat den Minister, ihn kaiserlichen Truppen nicht gegenüber zu stellen, um nicht gegen seine früheren Waffenbrüder fechten zu müssen; der Verlauf des Krieges aber zwang ihn aber später, dennoch dazu, und er wurde so gegen seinen Willen in den Strudel des Krieges hineingerissen.

In allen Schlachten, die nun geschlagen wurden, bei Bieske, Jaszegh, Komorn, Waizen, Nagy-Sarlo u. a., zeichnete sich Karl August auf das rühmlichste aus und trug durch seine Tapferkeit, Kaltblütigkeit, Besonnenheit und seinen strategischen Scharfblick wesentlich zu dem anfänglichen Erfolg und Waffenglück der Ungarn bei. Deshalb hielt ihn auch der Oberbefehlshaber der Ungarn Görgey sehr hoch und ließ ihn nicht mehr von seiner Seite, und äußerte sich später einmal zu Graf Hermann, dem Sohne des Grafen Karl August: „Ich hatte für den Fall meines Todes Ihren Vater und keinen anderen zu meinem Nachfolger im Oberkommando bestimmt, er war der Würdigste.“ Auch nach dem übereinstimmenden Urtheil der Offiziere war er der einzige, der Görgey hätte ersetzen können. Als Görgey am 21. Mai 1849 Ofen eroberte, stellte er die drei tapfersten Bataillone des ungarischen Heeres unter Karl Augusts Befehl und übertrug ihm das schwerste Stück des Kampfes, den Kampf um das Waffentor. Alle Waffentaten des Grafen zu schildern, würde zu weit führen, nur einige seien kurz erwähnt. Bei Jaszegh nahm Karl August eine kaiserliche Batterie, ließ dieselbe rasch wenden und mit derselben Besatzung den Feind beschießen. Beim ersten Angriff bei Cibathaza wagte er sich, als der Feind bis zur Theißbrücke vordrang und im Begriff war, dieselbe zu erobern, zu weit vor und wurde von den Österreichern infolge seiner Kurzsichtigkeit gefangen genommen. Als seine Soldaten ihn vermissten, eilten sie im Sturmschritt und mit dem Rufe: „Wir müssen unsern Major zurückholen!“ herbei, kletterten über die Pfosten der Brücke, von der die Bretter abgenommen waren, eroberten das Zollhaus, befreiten ihren geliebten Führer und brachten ihn im Triumph zurück. Während seiner kurzen Gefangenschaft hatte ihn ein feindlicher Offizier auf das Roheste behandelt; als dieser bei der Befreiung des Grafen selbst gefangen genommen wurde, behandelte ihn Karl August auf das Freundlichste, bot ihm sogar eine Zigarre an und sorgte auf das Edelmütigste für die anderen gefangenen kaiserlichen Offiziere. Gleichwohl verbreitete man nach der Erstürmung Ofens das Gerücht, Karl August hätte 17 gefangene österreichische Offiziere niederschießen lassen und benutzte sogar später diese boshafte Verleumdung als Hauptmoment bei seiner Verurteilung. Heute ist freilich längst erwiesen, daß jenes böse Gerücht auf grober Unwahrheit beruht. Jene 17 auf des Grafen Befehl erschossenen angeblichen Offiziere waren verwundete Pferde, welche er, um ihre Qualen abzukürzen, von seinen Soldaten niederschießen ließ. Wie man eine so harmlose Sache so aufbauschen und entstellen konnte, ist kaum zu glauben. Als man nach der Schlacht von Komorn von Verrat Görgeys sprach, nahm ihn Graf Karl August energisch in Schutz und bat noch in seinen letzten Stunden seinen Schwager Leopold von Rohonczy, von solcher Verdächtigung abzulassen, „wenn er ihn nicht noch die letzten Momente mit dieser Behauptung kränken wolle“. Nach der Schlacht von Waizen (10. April 1849) hatte Karl August mit seinem Korps den Rückzug zu decken und führte diese Aufgabe so meisterhaft aus, daß Fürst Pastewitsch, der Führer der Russen, welche die hartbedrängten Österreicher in ihrer Not gegen die Ungarn zu Hilfe gerufen hatten, den Ausspruch tat: „Ich glaube es mit der ganzen Armee Görgeys zu tun zu haben; hätte ich geahnt, daß mir nur ein Armeekorps gegenüberstand, hätte ich es vernichten können.“ — Daß der Graf infolge seiner Tüchtigkeit rasch avancierte und die Staffeln der militärischen Ehrenstellen rasch erstieg, ist natürlich. Er brachte es im Verlauf des Krieges zum Major, Oberst, General und war zuletzt Befehlshaber des 3. Armeekorps. Für seine „seltene Bravour bei der Eroberung von Waizen“ erhielt er den Militärverdienstorden II. Klasse „als Merkmal der Anerkennung seiner ruhmvollen Verdienste“, nachdem er schon früher mit der Militärverdienstmedaille geschmückt worden war. — Als die österreichischen Heere die tapferen Ungarn nicht

bewältigen konnten, wandte sich Kaiser Franz Joseph, da der Besitz Ungarns für Österreich eine Lebensfrage war, an den Kaiser von Rußland um Hilfe, und dieser ging auf das Gesuch des österreichischen Kabinetts ein. Auf einer Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Warschau (21. Mai 1849) wurde die russische Intervention und der Operationsplan beschlossen. Nun begann der Tobekampf des ungarischen Volkes. Fürst Pastewitsch faßte die Ungarn im Norden, General von Haynau (Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel und der Frau von Lindenthal, geb. Ritter aus Haynau in Schlesien), der sein Andenken durch seine Grausamkeit gegen die gefangenen Bewohner von Brescia (1. April 1849) besetzt hat, im Westen, Baron Jellachich im Süden. Die gesamte gegen Ungarn aufgebotene Streitmacht betrug 275 000 Mann, denen die Ungarn kaum 135 000 Mann entgegenstellen konnten. Nun erlitten sie eine Niederlage nach der anderen, mußten Raab räumen, verloren Ofen und wurden schließlich noch bei Temesvar entscheidend auf das Haupt geschlagen. Der ungarische Diktator Görgey war danach von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt, obwohl er noch an der Spitze eines Heeres von 30 000 Mann mit 120 Kanonen stand, und ergab sich, sogar den Verdacht des Verrates nicht scheuend, am 13. August 1849 mit seinem ganzen Heere bei Vilagos an den russischen General Nüdiger; auch Graf August Karl fiel in die Gefangenschaft. General Nüdiger behandelte den Grafen mit großer Achtung und hätte es nicht ungern gesehen, wenn Karl August, wie einige andere höhere ungarische Offiziere, sich heimlich davon gemacht hätte; davon wollte jedoch der edle Graf nichts wissen, sondern antwortete seinen Freunden, die ihm zur Flucht rieten: „Die meine Siege teilten, mit denen teile ich auch die schweren kommenden Tage“, und blieb. Er blieb zu seinem eignen Verderben. Er wurde mit seinen Leidensgefährten nach Arad gebracht und durch den grausamen General von Haynau zum Tode verurteilt. Am 6. Oktober 1849 wurde der edle, ritterliche Held mit zwölf anderen ungarischen Generalen zu Arad hingerichtet, acht Generale, darunter er, durch den Strang, fünf durch die Kugel. Wenige Minuten vor seinem schimpflichen Tode schrieb er an seinen Schwager Leopold von Rohonczy folgende Abschiedsworte: „Soeben haben wir uns ausgeteilt, noch hallen die Schüsse in meinem Herzen wieder. Jetzt kommt die Reihe an uns, nochmals lebe wohl, in einer besseren Welt sehen wir uns wieder. Gott segne Euch, alle meine braven Waffengefährten, lebt wohl!“ Gleichen Heldennut und Heldensinn atmen seine letzten Zeilen an seine Gattin und an seinen Sohn Hermann und an andere Verwandte. Auf dem Richtplatz rief er den Anwesenden folgende Worte zu: „In diesem feierlichen Moment, wo ich bereit sein muß, vor meinem Schöpfer zu erscheinen, protestiere ich nochmals gegen jene Anschuldigungen von Grausamkeit bei der Einnahme Ofens, die ein infamer Verleumder gegen mich erhoben hat. Wollte man in besseren Tagen meinen Tod rächen, dann mögen meine Freunde bedenken, daß Menschlichkeit die beste Staatsweisheit ist. Ich sterbe für eine Sache.“ Seine weiteren Worte wurden durch einen Trommelwirbel des Exekutionskommandos erstickt, dann erlitt er mutig und gefaßt den Tod. Im Wildgarten seines Schwagers von Urbon in Monyoro an einem von ihm selbst noch bestimmten Plage wurde er begraben. Als dieses Gut später in andere Hände überging, ließ sein Sohn Hermann die Leiche in die Gruft der ihm befreundeten Familie von Apel in die katholische Kirche zu Boros-Zenó überführen. Hier erinnert eine schlichte Gedenktafel an den Helden, der fern von der Heimat in dem Lande, für das er sein Herzblut dahingegeben, den letzten Schlaf schläft. Das ungarische Volk hat ihn auch nicht vergessen. Am 6. Oktober 1890 wurde den 13 Generalen auf dem Marktplatz zu Arad ein prächtiges Denkmal errichtet, auf dessen Sockel die Bildnisse derselben, auch das Bildnis Graf Karls, angebracht sind, auf der Nichtseite steht ein einfacher Obelisk (Spitzsäule) als Denkmal. Das Gedächtnis des Grafen aber wird nicht erlöschen, so lange es eine ungarische Nation gibt. Jeder, der vorurteilsfrei dieses Heldenleben betrachtet, wird durch das tragische Ende des Helden aus tiefster Erschütterung. Ein Mann, ein Offizier, den man den Schwur auf die ungarische Konstitution und deren Verteidigung ablegen ließ und allmählich zum Kampf gegen Österreich gezwungen hatte, der nach den herrlichsten Kriegstaten schließlich im ehrlichen Kampfe gefangen genommen wurde, hat sein Leben nicht verwirkt und nimmer verbient, durch den Strang zu enden.

Karl Augusts Witwe vermählte sich im Jahre 1854 wieder mit dem Grafen Joseph von Bethlen-Bethlen. Ihrer kurzen Ehe mit Graf Karl August entstammten zwei Kinder: 1. Lisa Viktorine Konstanze Friederike, geboren 19. April 1845, vermählt mit dem englischen Generalmajor William Barwell-Barwell in London; 2. Hermann Kasimir, geboren 11. Juli 1848; er schlug erst die Offizierslaufbahn ein, nahm 1886 als Hauptmann seinen Abschied und wurde später ungarischer Ministerial-Kommissär.